

Das Telldrama eines politischen Märtyrers

Autor(en): **M.K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574652>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

hat, mit eins, zwei, drei, ganz viel Bildern darin. Dann will ich auch so ein kleines, lustiges Hündchen haben, weißt du, wie feins, das so aufsteht, ganz gerade, auf zwei Beinen, und springt ganz hoch, schau, so hoch! Und dann wollen wir alle mit ihm in dem Haus wohnen; aber nur wir allein, gar niemand sonst, damit Mama nicht immer sagt: Jetzt kann ich nicht mit klein Lilly spielen, oder: Jetzt muß klein Lilly ins Bett, es kommt Besuch heut' abend. Nur wir ganz, ganz allein, nur ich und die Mama, und die Marie."

Das war das Kindermädchen.

„Und du, und dann noch der Onkel Max und“

Da hatte mein Fuß das Haus umgestoßen. Es war absichtslos geschehen, ganz zufällig. Ich hatte an anderes, hatte an die kommende Stunde des befreienden Glückes gedacht.

Ich schämte mich meiner Unachtsamkeit.

Die arme Kleine aber weinte. Das stolze Gebäude ihrer Hoffnungen war eingestürzt.

Da nahm ich sie auf die Knie, trocknete die Tränen und tröstete sie.

„Wenn klein Lilly jetzt artig ist und nicht mehr weint, dann will ich ihr heute noch etwas Schönes mitbringen, etwas ganz Schönes. Und dann wollen wir zusammen auch wieder ein Haus bauen, noch ein viel größeres und schöneres, als der Herr Doktor hat, und mit noch viel mehr Bildern drin. Und Mama hilft dann mit.“

(Schluß folgt).



Auf dem Weg nach der Bütschegg.

Adelboden.

Zu den sieben Amateurphotographien von Otto von Glenc, Zürich.

Südwestlich von Frutigen, hinten im Engstligental liegt Adelboden, auf sonniger Terrasse hingebreitet ein stattliches Berneroberränderdorf mit den charakteristischen Holzhäusern und einem mittelalterlichen, freskengeschmückten Kirchlein. Aus dem einsamen, stillen Alpendorfe, das sich erst spät dem Fremdenverkehr öffnete, ist in den letzten Jahren einer der beliebtesten und besuchtesten Luft- und neuerdings auch Winterkurorte des Berneroberrandes geworden. Günstige Gelegenheit zu allerlei lohnenden Ausflügen und Hochtouren und die reizvolle Lage des malerischen Dorfes machen Adelboden zum Aufenthalt für solche, die nach Bergluft, nach Bergschönheit und frohem

Bergsport verlangen, ganz besonders geeignet. Und wer es liebt, Komfort und ein Stückchen Großstadtleben in freier Alpenluft zu genießen, auch der wird Erfüllung seiner Wünsche finden, seitdem neben dem alten Bergdorf in zahlreichen Hotels ein neues Adelboden entstanden ist. Von der Hotelstadt freilich erzählen unsere Bilder nichts, die ein junger Freund der Berge auf froher Ferienfahrt durchs Engstligental für „Die Schweiz“ aufgenommen, wohl aber von den Schönheiten des alten Dorfes und des sonnigen weitgebreiteten Bergtales, das im strahlenden Wildstrubelmassiv seinen grandiosen Abschluß findet.

R.

Das Teldrama eines politischen Märtyrers.

Nachdruck verboten.



Brücke über den Allenbach.

Anlässlich des Teltjubiläums wurden die Leser der „Schweiz“ mit einer Reihe von Teldramen vor und nach Schiller bekannt gemacht¹⁾. Wir möchten nun nicht unterlassen, noch eines Telschauspiels zu gedenken, das für uns Schweizer von besonderem Interesse sein muß, weil es von einem Schweizer gedichtet wurde, weil es die Tendenzdichtung eines politischen Märtyrers ist und weil es als solche die Reihe der Teldramen des achtzehnten Jahrhunderts eröffnet hat. Wir meinen die Teldichtung des unglücklichen Berners Samuel Henzi.

Menschen, die, an der Schwelle großer Zeiten stehend, das Zukünftige voraussahend begreifen, aber darüber das Bewußtsein ihrer lebendigen Gegenwart und Umgebung verlieren, Reformatoren, die ihrer Zeit vorausseilend Neues bringen wollen, ohne sich den nüchtern praktischen Blick für die Beschränktheit ihrer zurückgebliebenen Zeitgenossen zu wahren, sind von jeher gekreuzigt worden. Zu ihnen gehörte Samuel Henzi. Und doch war er kein unpraktischer Freiheitschwärmer; seine staatsreformatorischen Ideen waren keine phantastischen Träume

¹⁾ Henry Oberli, Wilhelm Tell vor und nach Schiller, vgl. „Die Schweiz“ VIII 1904, S. 273, 298, 326, 351, 366; dazu im laufenden Jahrgang S. 201 ff. Gustav Schirmer, Zwei englische Tell-Verarbeitungen.



Sennhütte oberhalb Adelboden.

eines idealistischen Humanen des achtzehnten Jahrhunderts. Henzi war ein hochgebildeter, einsichtsvoller, weltversahrener Mann, der ein tiefes Verständnis für die wirklichen Bedürfnisse seines Bernervolkes besaß, und seine reformatorischen Vorschläge waren praktische Pläne des weitblickenden Politikers und gewandten Handelsmanns, der in erster Linie ökonomische Besserstellung des Berner- und des gesamten Schweizervolkes im Auge hatte. Aber der Mann, der mit klarem Auge Vergangenheit und Zukunft erfaßte, besaß nicht den Blick für seine unmittelbare Umgebung. Er begriff nicht, daß er, weit über seine Zeit hinaussehend, den Kontakt mit denjenigen verloren hatte, die er als seine Verbündeten ansah, daß er seine großangelegten Pläne Menschen anvertraute, die, einzig von kleinlichen und egoistischen Motiven getrieben, seine Ideen nicht verstehen konnten. Oder, er begriff es zu spät, und an diesem Mangel an praktischem Gegenwärtssinn ging Henzi zugrunde. Zusammen mit seinen „Verbündeten“ wurde er von seiner Vaterstadt dem Henker überliefert.

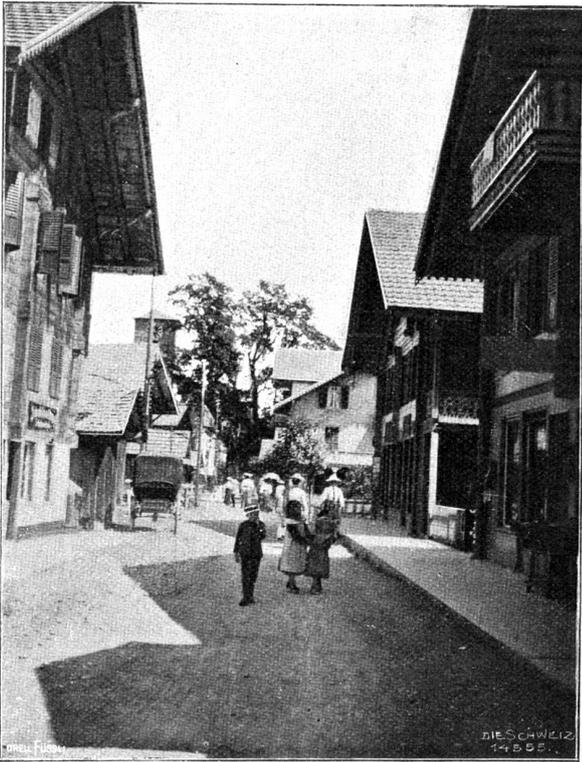
Es ist hier nicht der Ort, näher auf Henzis politische Bedeutung und seine Stellung in jener berückichtigten, nach ihm benannten Verschwörung des Jahres 1749 einzutreten²⁾. Nur noch ein paar Worte über die literarische Stellung des Dichters, der nach fast hundertjähriger Pause zum ersten Male wieder die Geschichte unseres Nationalhelden Tell zum Stoffe eines Dramas wählte, sollen hier folgen. Neben seiner vielseitigen beruflichen Tätigkeit (er war während seines kurzen Lebens Staatsangestellter, Handelsmann, Hauptmann in modenesischen Diensten, Redaktor und Bibliothekar, war als Gelehrter, Altertumsforscher, als Lehrer und Diplomat tätig) nahm Henzi regen Anteil an dem literarischen Leben seiner Zeit, und sein Name hatte in literarischen Kreisen einen guten Klang: ein deutscher Dichter befand ihn als den von den Mufen Begnadeten, Friedrich der Große hatte ein anerkennendes Wort für Henzis Oden, französische Kritik stempelte ihn zum großen Dichter, und ein geistreicher Berner behauptete in einem Briefe an den großen Haller, daß die Satiren Henzis eine Grazie und Eleganz zeigten, wie sie die Deutschen in zwanzig Jahrhunderten nicht erreichen würden. Denn Henzi, der Bernburger, dichtete in französischer Sprache, in einem leichten, liebenswürdigen, möglichst reinreichen Französisch, was ihn freilich nicht hinderte, in den deutschen Literaturkämpfen seiner Zeit tapfer mitzumachen. Als Freund und Gesinnungsgenosse Bodmers kämpfte er mit viel Geist und satirischer Schärfe gegen Gottsched und seine Gottschedianischen Berner, obschon Henzis reinreiche französische Poesie mit der Bodmer-Breitingerischen Poetik wenig zu tun hatte. Oden, Couplets, Travestien, Epigramme und

vor allem geistreich pointierte Satiren ohne persönliche Gehässigkeit und Bitterkeit, das war Henzis poetisches Gebiet. Um so mehr mußte es seine literarischen Freunde überraschen, als er plötzlich mit einem größern dramatischen Plane hervortrat. „Welches Phänomen“, schrieb Bodmer am 18. Dezember 1748 an Henzi, „daß der beißende Epigrammendichter eine Tragödie schreibt! Ist er denn in alle Sattel zu springen geschickt? Was vor ein Sprung vom Homere travesti auf Guillaume Tell und Gröbler³⁾! . . . Sie haben hier Gelegenheit, schöne sentiments von Freiheit, Gerechtigkeit und Großmut anzubringen, ohne daß Sie in Gefahr geraten, proscribiert zu werden.“ Mit dieser letztern Bemerkung hatte Bodmer wohl auf das richtige Motiv hingewiesen, das den Satiriker zum Tragödiendichter umgestimmt hatte. — Es ist gewiß kein Zufall, daß die Dichter des Tell von dem Schwaben Jakob Ruoff an, der sein Tellenspiel den Zürchern zum Vercholdstage 1545 dichtete, bis auf Schiller vorzugsweise Menschen waren, die, unter geistiger und politischer Despotie leidend, nach Verwirklichung menschenbeglückender und freier Ideen rangen, und kein Zufall ist es, daß Henzi, während er mit Kraft und Hingabe sein staatsreformatorisches Memorial ausarbeitete, das poetische Schaffen der Tellgeschichte zuwandte. Seine

Zeit und seine eigenen Gedanken brachten ihm diesen durch die Dichter so lange vernachlässigten Stoff nahe. Die Tragödie selber wurde freilich nach Henzis Tod unter seinen Schriften nicht gefunden; aber ein Gerücht davon ging doch um, und eine hohe Regierung von Bern fahndete mit aller Mängstlichkeit nach dieser verdächtigen Schrift — doch ohne Erfolg. Sogar im Auslande gab sie Anlaß zu ungeheuerlichen Vermutungen, und in einer damals erschienenen französischen Flugschrift wurde sogar behauptet, Henzi habe ein Trauerspiel „Die frühere Revolution der Schweiz“ geschrieben, um durch dessen Aufführung das Signal zum Aufstande zu geben: die Hauptverchworenen hätten die Schauspieler sein und die zu diesem Spiele eingeladenen Patrioten niedermachen sollen. Erst Ende 1762 — also fünf Jahre vor Lemières „Guillaume Tell“ — erschien die Tragödie anonym und ohne Angabe des Druckortes unter dem Titel: „Gröbler ou l'Ambition punie, Tragédie en cinq actes“. Bei seinem Erscheinen wurde das Schauspiel allgemein als das Henzische aufgefaßt und deshalb auch trotz der Anonymität dermaßen durch die Zensur verfolgt, daß es heute unseres Wissens in der Schweiz nur noch in einem oder höchstens zwei Exemplaren erhältlich ist. Wir freilich können die Furcht, die die Henzische Tragödie damals bei den Machthabern erregt haben muß, heute kaum mehr begreifen. Der oberflächliche Leser wird aus diesen gereimten Alexandrinern nichts anderes herauslesen, als eine richtige mittelmäßige französische Tragödie mit all ihren Flachheiten und Unarten, mit Bösewichtern, Tugendmustern, mit Großmut und Rührung; von dem Zauber Henzischen Geistes, der uns den größten Teil seiner andern Dichtungen so anziehend macht, wird er hier nichts verspüren. Dies mag wohl der Grund sein, warum man später die Autorschaft Henzis bezweifelte. Mit Unrecht; denn wie ich aus genauen Nachforschungen erkannte, haben wir es hier in der Tat mit der Henzischen Tragödie zu tun, die zwar in Paris einige Retouche erhalten haben mag, ohne sich jedoch dadurch in der Hauptsache verändern zu lassen. Aber freilich, im äußern Regelzwang der flachen französischen Alexandrinertagödie ging Henzis Geist, dem der große Stil nicht lag, unter; denn an die Möglichkeit, derlei Regeln zu mißachten, dachte Henzi nicht. Er schrieb vielmehr an Bodmer über seine Tragödie (unter Mitteilung einiger Fragmente, die sich in unserem Stück vorfinden): „ . . . Ich mache aus des Tells Kind eine Tochter, dem Gröbler gebe ich einen Sohn, welcher diese Tochter liebet, damit ich das französische Theatreum mit einer Liebesintrigue legalisieren könne. Sie wissen wohl, mein wehrter Freund, daß die Fran-

²⁾ Näheres darüber in meinem Aufsatz „Henzi und Lessing“ (Neujahresblatt der Literarischen Gesellschaft Bern auf das Jahr 1904).

³⁾ Der Name Gröbler erscheint zum ersten Mal in Ertterins Chronik (gedruckt 1507); von da an hielten sich beide Namen, Gröbler und Gröbler, nebeneinander bis auf Schiller.



Dorfstraße in Adelboden.

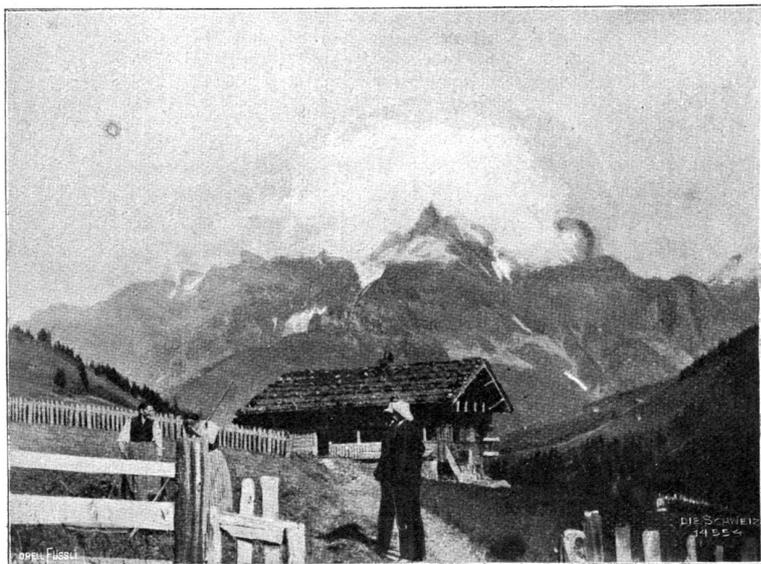
zosen ohne Liebesgeschichte keinem spectacul eine einzige Minute zuschauen.“ So ganz einzig um der Liebesgeschichte willen aber dürfte die Figur von Tells Tochter, Hedwig, doch nicht erfunden worden sein; vielleicht liegt ihr noch eine tiefere Begründung inne, wie eine kurze Inhaltsangabe des Stückes zeigen wird.

Grisler läßt, entgegen den Mahnungen des zur Milde ratenden „Baron“ Werner von Altinghausen den Hut in Altdorf aufpflanzen, lebhaft applaudiert von seinem schmeichlerischen geheimen Berater Leinhard. Die Nachricht, daß Tell den Hut mißachtet, erfüllt Grisler mit Freude, da er diesen widerspenstigen Edelmann (Gentilhomme Helvétien) haßt, und er befiehlt, den Rebellen gefangen zu nehmen. Der Haß gegen Tell steigert sich noch, als Grisler vernimmt, daß sein eigener Sohn Adolf sich leidenschaftlich in Tells Tochter, die bezaubernd schöne „Hirtin“ Hedwig, verliebt hat. Da er eine Verbindung seiner Familie mit diesem Geschlecht von Rebellen niemals zugeben will, beschließt der Tyrann, Vater und Tochter zugrunde zu richten. Zu diesem Zwecke gibt ihm Leinhard den teuflischen Plan mit dem Apfelschuß ein. Tell, der von einer geheimen Zusammenkunft mit Freunden der Freiheit, unter denen sich auch Werner von Altinghausen befindet, herkommt, bei welcher Gelegenheit er den Verbündeten ein zur Rebellion anfeuerndes Schreiben des Bruder Klaus (!) vorlas, wird gefangen genommen, in den Kerker geworfen und auch Hedwig von den Schergen in ihrem versteckten Hirtentale aufgesucht und nach Altdorf geführt. Obgleich von Werner rechtzeitig gewarnt und von ihrem Geliebten, Adolf, zur Flucht aufgefordert, geht das Mädchen, im Kampfe zwischen Liebe und Kindespflicht sich unbedenklich für die Pflicht entscheidend, mutig mit den Schergen, um ihren Vater zu retten und sich den

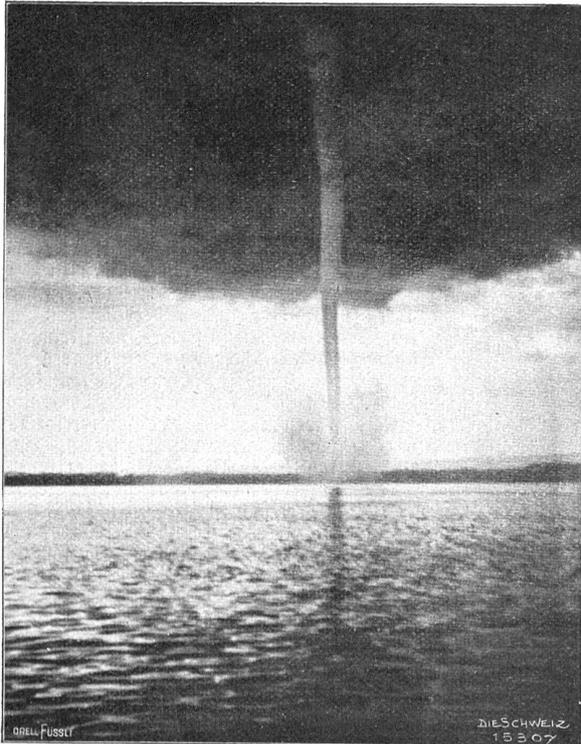
Apfel vom Haupte schießen zu lassen. Vor Grisler geführt, wirft ihm Hedwig unerschrocken seine Tyrannei vor, und als dieser, von der Schönheit des Mädchens bezaubert, sie bittet, die Liebe seines Sohnes gegen die seinige einzutauschen und dadurch ihren Vater zu retten, stößt sie ihn in Entrüstung von sich. Nun sinnt der aufs tiefste beleidigte Grisler auf grausame Rache. Da der Apfelschuß gelingt, läßt er Tell mit der bekannten Begründung des zweiten Pfeiles wegen abführen, während Hedwig im Kerker ermordet werden soll. Im Augenblick jedoch, da Leinhard dem Mädchen das schwarze Gift reichen will, erstürmt Adolf mit Hilfe der Eidgenossen den Kerker, befreit Hedwig und durchbohrt Grislers unheilvollen Berater. Mit diesem scheint das böse Prinzip gewichen zu sein; denn auch Grisler befehrt sich noch vor seinem Tode. Durch Voten vom Tellsprung und Tellschuß berichtet und erzählt, wie Tell nach der Ermordung Grislers sich freiwillig den Leuten des Landvogts auslieferte, aus deren Händen ihn aber die Eidgenossen befreiten. Vom Tyrannenmorde kommend, erscheint Tell. Er spricht begeistert von der Zukunft des nun befreiten Volkes, in glänzenden Tiraden jene staatsreformatorischen Ideen zum Ausdruck bringend, die Henzi aufs Schaffot brachten. Sterbend wird Grisler auf die Bühne getragen. Er schießt nun seine Sünden ein und bereut sie; er segnet Tells Pfeil, der ihn durchbohrt, und die freiheitlichen Bestrebungen der Eidgenossen, und sterbend vereinigt er das junge Paar, nachdem er sich mit Tell veröhnt hat. So löst sich alles in Mühnung und Großmut, und die Tragödie schließt mit den Worten Tells an den toten Grisler:

« Ah, tardive vertu! Quel est ton triste sort!
Ton premier rayon meurt dans l'ombre de la mort! »

Wenn irgendwo, so könnte man bei dem Schlusse des Stückes an französische *Retouche* denken, da der reuige Sünder in seiner Weichheit und Großmut auch gar nicht zu der schweizerischen Tradition passen will. Jedoch läßt sich nichts nachweisen, und Henzi hat sich auch sonst um Tradition wenig gekümmert, vor allem, was Grisler anbetrifft. Es ist bezeichnend, daß Henzi, der immer geneigt war, den Grund des Uebels mehr in den Verhältnissen als in den Personen zu suchen, die Persönlichkeit des Tyrannen zu mildern, sie menschlich verständlicher zu machen sich bestrebt. Sein Grisler ist nicht einfach der willkürlich grausame Bösewicht des alten Volksspieles, der Haß gegen Tell hat einen tieferen Grund als allein die Entrüstung über Nichtachtung des Hutes; der Apfelschuß hat einen bestimmten Zweck: der Tiefgekränkte will Rache üben an Vater und Kind. Freilich gelingt es Henzi gleichwohl nicht, Grisler dadurch zur tragischen Figur im tieferen Sinne zu erheben. Auch für die neugeschaffenen Gestalten, Adolf und Hedwig mit ihrer unvermeidlichen konfidenten Rosine, können wir uns nicht erwärmen. Adolf ist der richtige, dem fran-



Im Stigellchwand. Aussicht auf den Lohner.



Wasserhose auf dem Zugersee. Der Anfang des Phänomens.

zöfischen Drama entnommene ideale Liebhaber, das Gegenstück zu seinem Vater, — Hedwig, die vollkommene Tugend, halb Schäferin, halb Heroine, die sich im Kampfe zwischen Liebe und Pflicht zur bewunderten Heldin steigert, wie sie die Corneille'sche Tragödie so sehr liebt. Bemerkenswert ist immerhin, daß der Name Hedwig, der in der Zimmermann'schen Teldtragödie von 1777 auf Tells Gattin übergeht und dieser bekanntlich auch in Schillers Tell verbleibt, hier zum ersten Mal in einem Teldrama auftaucht.

Vom dramatisch-ästhetischen Standpunkte aus können wir die Tragödie des geistreichen Berner Epigrammatikers nicht hoch werten. Es fehlt dem Stücke, das sich mühsam den drei berühmten Einheiten zu fügen sucht, die innere Motivierung, es fehlt die folgerichtige, überzeugende Charakterisierung der Personen. Jene Gedanken aber, zu deren Träger Henzi seinen Tell machte und um deren willen er seinen Grisler geschrieben hat, sind von seiner Zeit verstanden worden, und wir begreifen heute, daß in dem Jahrhundert, wo freiheitliche Ideen überall erwachen und nach Leben rangen, die Teldtragödie eines Mannes, den seine Zeitgenossen zum Märtyrer der Freiheit erhoben, mächtig wirken mußte. M. K.

Eine seltene Naturerscheinung.

Mit zwei Abbildungen.

Ein seltenes Phänomen, wie man es auf dem Festland äußerst selten, bei uns wohl noch nie zu beobachten Gelegenheit hatte, ist am Nachmittag des 19. Juni über dem Zugersee aufgetreten, nämlich eine Wasserhose von ungewöhnlicher Größe und Dauer. Für ihre außerordentliche Größe spricht die Tatsache, daß sie selbst von den Höhen bei Zürich und Mapperswil gut beobachtet werden konnte. Wir verdanken unsere beigegebenen Illustrationen dem freundlichen Entgegenkommen des Herrn Leopold Wölfling in Zug, dem es gelang, den ganzen Verlauf des Naturschauspiels in einer Serie von Aufnahmen festzuhalten. Zu ihrer Ergänzung fügen wir den sehr anschaulichen Bericht eines Augenzeugen aus dem Luzerner „Vaterland“ bei:

„Montag den 19. Juni, vier Uhr nachmittags. Der Himmel ist mit halbdunkeln Haufenwolken bedeckt, die ab und zu ihre Formen tauschen und durch ihre Risse die höhere, perlgrau durchleuchtete Dunstschicht erblicken lassen. Ueber dem nördlichen Teil des Sees, dessen gekrümmelte Oberfläche sich verdüstert hat, steht eine schwere, grauschwarze Wetterwolke. Die Luft geht drückend und schwül. Was gibt's dort drüben auf dem See?

Ein Schiff scheint vollständig in Dampf eingehüllt zu sein. Doch es ist kein Schiff, es ist eine Gruppe springender Fontänen, die, ihre Strahlen einend, den weißen Gischt haushoch aufstäuben lassen, indes sich an der schwarzen Wolke ein niederhängender Trichter bildet. Jetzt senden sich gleichzeitig Gischt und Trichter einen hellen Dunststrahl zu. Die Sendlinge begegnen sich auf halbem Wege. Ein gegenseitiges Zucken und Kämpfen und Sichverbinden. Der weißliche Streif erweitert sich rasch zur massigen, grauen Säule, deren garbenförmig aufblühendes Kapitell so heftig gegen die Wolkendecke stößt, daß sie diese auswölbt und den Schaft auf einige Minuten ausbauchend weitet. Den Säulenschaft heftet eine riesige Wassererschraube auf den als Basis dienenden Gischt. Durchmesser und Höhe des Phänomens zu bestimmen, geht kaum an; mein Augenmaß schätzte erstern auf mehrere Meter, die letztere weit über die des Eiffelturms. Nun lichtet sich die säulenbildende Masse um ein wenig und zeigt uns, daß die Wasserspirale nicht bloß in den Säulenschaft, sondern mitten durch den Schaft bis zur Decke steigt. Dann verdichtet sich der tiefgraue Dunst aufs neue. Das Niesenwerk ist ausgebaut und vollendet. — Ich täuschte mich, indem ich von einer Säule sprach. Das Gebilde ähnelt eher einem mächtigen Kautschukschläuch, der sein unteres Ende vorzuschieben beginnt. Ein gigantischer Polyp birgt sich in den Wolken und hat einen seiner Saugarme niedergesenkt, um seine Beute zu erblicken. Langsam biegt er ihn, streift mit dem einen Saugteile über den See der Stadt zu, dann wieder gegen die Mitte des Spiegels, als ob er der fliehenden Beute folgte. Wird ihm der Raub gelingen? Der See weckt seine Schutzgeister. Die Bijsche erhebt sich gegen den Feind. Erst nagt sie den Arm in zwei Drittel Höhe an, als wollte sie ihn durchbeißen. Aber die aufwirbelnden kleinen Stücke, die sie losgerissen hat, schmiegen sich ebenso rasch dem Ungeheuer wieder an. Da dehnt sie ergrimmt den Schlauch zu doppelter Bogenlänge. Die untere Hälfte verdünnt sich zuerst, hernach die obere. Statt des Armes sehen wir ein fliegendes weißes Band, das an mehreren Stellen reißt. Nochmals knüpfen sich die Stücke, nochmals spritzen mit erneuter Kraft die Fluten auf. Doch umsonst. Der Feind wird aus dem See ans Ufer getrieben und springt zwischen Zug und Oberwil ans Land. Der Arm ist im Nu verweht, und den Wald hinan schleicht eine bald sich lösende Wasserstaubwolke. Von Cham her naht ein Gewitter. Ob sich der Drache hinter den Wolken rächen will? Zum Glück ist ihm die Kraft benommen. Den schwerfallenden Tropfen folgt ein erfrischender Regen, von einigen Blitzstrahlen und fernem Rollen durchzuckt.“ A. K.



Wasserhose auf dem Zugersee. Gegen das Ende der Erscheinung.